

Wie weit muss die Schwulenbewegung gehen?

Ein Gedankenspiel

von Joachim Bartholomae

Die Judenfrage besteht. Es wäre töricht, sie zu leugnen. Sie ist ein verschlepptes Stück Mittelalter, mit dem die Kulturvölker auch heute beim besten Willen noch nicht fertig werden konnten. Den großmütigen Willen zeigten sie ja, als sie uns emanzipierten. Die Judenfrage besteht überall da, wo Juden in merklicher Anzahl leben. Wo sie nicht ist, da wird sie durch hinwandernde Juden eingeschleppt. Das ist wahr, muß wahr bleiben, solange die Judenfrage nicht politisch gelöst ist.

Theodor Herzl, Der Judenstaat

Als Soziologie-Student habe ich Ende der Siebzigerjahre in einem Referat die Unterschiede zwischen den Forderungen der Schwulenbewegung nach Toleranz oder Akzeptanz durch die Mehrheitsgesellschaft herausgearbeitet und als Extremvorstellung Guy Hocquenghems Konzept eines „homosexuellen Kampfs“ vorgestellt, das nicht auf eine „Versöhnung“ von Schwulen und Heterosexuellen, sondern eine von Grund auf andere Form der gesellschaftlichen Auseinandersetzung abzielt:

„Nicht mehr um eine Rechtfertigung oder Apologie geht es, auch nicht um einen Versuch zur besseren Integration der Homosexualität in die Gesellschaft. Wir behandeln hier lediglich die Art und Weise, in der die neuen Bewegungen innerhalb der extremen Linken, die sich ausdrücklich als homosexuell bezeichnen, das allgemein anerkannte Verhältnis zwischen Verlangen und Politik verändert oder umgewälzt haben. Homosexueller Kampf, nicht Kampf für Homosexualität.“
(Hocquenghem 1974:129)

Damals, auf dem Höhepunkt der Neuen Schwulenbewegung, ging es lediglich um die Frage, wie radikale Veränderungen im Geschlechterverhältnis man anstrebte, mit anderen Worten, wie weit man in seinen Forderungen an die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft gehen *wollte*. Heute, nachdem sich der Glaube an eine linear voranschreitende Emanzipation der Schwulen als Irrtum erweist und überall auf der Welt neuer Schwulenhass aufflackert, lautet die Frage, wie weit man gehen *muss*, um das friedliche Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlicher sexueller Orientierung dauerhaft sicherzustellen, und wie man es realistisch anstellt, tatsächlich so weit zu kommen.

Hans Mayer schreibt in der Einleitung seines Essaybands „Außenseiter“ aus dem Jahr 1974: „Formale Gleichheit vor dem Gesetz ist nicht mit der materialen Egalität einer gleichen

Lebenschance zu verwechseln, eignet sich vielmehr, wie die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft demonstriert, vorzüglich zur Verhinderung.“ Der Grund dafür ist ganz einfach: die Schwellen, die auf dem Weg zur Selbstentfaltung zu überwinden sind, sind nicht in erster Linie rechtlicher Art, das zeigen auch Studien über die Auswirkungen rechtlicher Entdiskriminierung: Die Abschaffung eines Straftatbestands ist in der Regel erst der Beginn langwieriger sozialer Liberalisierung (vgl. Lautmann 1975) und noch weit vom Ziel materialer Egalität entfernt. Die Fragestellung führt also auf das Feld der Sozialpsychologie.

1. Weltoffen oder vernagelt

Um die unmenschlichen Exzesse einiger europäischer Völker während des zweiten Weltkriegs zu begreifen, versuchte eine amerikanische Forschergruppe um Theodor Adorno bereits Ende der Vierzigerjahre, in empirischen Befragungen die Merkmale faschistischer Persönlichkeiten zu identifizieren. „The Authoritarian Personality“ erschien 1950 (dt. 1973) und stellte erste Hypothesen auf über die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Dimensionen des menschlichen Charakters. Eine Forschergruppe um Milton Rokeach griff den Ansatz auf und erweiterte das politische Spektrum. Die Aufsätze in „The Open and Closed Mind“ (1960), was sich etwas salopp als „weltoffen oder vernagelt“ übersetzen ließe, konnten belegen, dass Einstellungen wie „Judenhass“, „Negerhass“ oder „Protestantismus“ Teile von komplexen „Glaubenssystemen“ waren.

„Ein grundlegendes Kriterium für die Beurteilung, ob das Glaubenssystem eines Menschen offen oder geschlossen ist, ist das Ausmaß, in dem ein Mensch relevante Informationen, die von außen auf ihn eindringen, eigenständig aufnehmen, einschätzen und in eigenes Handeln umsetzen kann, ohne sich dabei von irrelevanten Einflüssen von außen oder seinen eigenen Grundeinstellungen beirren zu lassen.“
(1960:57)

Mit anderen Worten: je geschlossener das Weltbild, je stärker handeln Menschen nicht entlang eigener *inhaltlicher* Standpunkte, sondern voreingenommen oder in blinder Gefolgschaft zu „Rattenfängern“ aller Art, die durch simplifizierende Parolen über „Uns“ und „die Anderen“ Orientierung in einer unübersichtlichen Welt versprechen. Deshalb kann der vernagelte Verstand nur das akzeptieren, was ihm gleicht; Intoleranz schert sich ihrem Wesenskern nach nicht um Inhalte, sondern lediglich um Ähnlichkeit oder Fremdheit (1960: 393-395).

Das eigentlich Erschreckende an dieser Definition ist jedoch die Anforderung, der ein weltoffener Kopf genügen muss: unbeirrt vom Störfeuer der Rattenfänger und selbst von

eigenen Vorurteilen rein sachbezogen zu urteilen. Rokeachs Theorie konstruiert ein Gegensatzpaar, dessen eine Seite, der „closed mind“, in der Gesellschaft quantitativ weit überwiegt. 2016 wählten die USA einen Präsidenten, der vor allem eins versprach: Abwehr alles Fremden. Vielleicht handelt es sich bei dieser Abwehr sogar um etwas wie eine anthropologische Konstante. Schon 1785 verkündete der Literaturwissenschaftler Johann Jacob Engel:

„Die Seele des Menschen sucht ihre eigene Natur in andern, kann sich nur insofern in diese andern versetzen, als sie ihre eigene Natur in ihnen wiederfindet. [...] Weg also aus dem Drama mit allem, worinn die Seele nur den mindesten Widerspruch [...] mit ihrem eigenen Wesen fühlt.“ (Engel 1968: 152)

Als Schwuler/Jude/Araber muss ich damit leben, dass Heteros/Araber/Juden mich für ein fremdartiges, und deshalb irritierendes Wesen halten. Wie weit muss die Schwulenbewegung gehen, welche Veränderungen im Zusammenleben sind zu fordern, damit aus dieser Irritation der Andern keine Bedrohung meiner Lebensweise resultiert?

2. Vielfalt oder Pluralismus

Seit zwanzig Jahren ist in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft von „Diversity“ die Rede, was gleichbedeutend mit dem deutschen Wort „Vielfalt“ gebraucht wird. Anfangs waren es findige Unternehmensberater in den USA, die dem Management betriebswirtschaftliche Vorteile aus einer ethnisch und sozial durchmischten Unternehmenskultur versprachen (vgl. Thomas/Ely 1996). Auch in Deutschland fand diese Idee ihre Vertreter in Wirtschaft und öffentlicher Verwaltung (vgl. Wagner/Sepehri 1999); „sexuelle Vielfalt“ hat es längst zum Unterrichtsstoff in deutschen Schulen gebracht. Aber was bedeutet Vielfalt? Nicht mehr als das unverbundene Nebeneinander sexueller Varianten unter dem alles überwölbenden Dach der Heterosexualität. Von Vielfalt zu sprechen stellt insofern einen Fortschritt dar, als die längst vorhandene Realität nun endlich zur Kenntnis genommen wird. Doch der Begriff sagt nicht das Geringste über die Hackordnung innerhalb der Vielfalt; im Zoo hindern nur die Zäune Löwen und Tiger daran, der Vielfalt ihrer Mitgeschöpfe ein rasches Ende zu setzen. Ohne solche Schutzmaßnahmen ist Vielfalt für Schwächere und für Minderheiten mit beträchtlichen Risiken verbunden.

Wieder ist ein Rückgriff auf die Nachkriegszeit aufschlussreich: Angesichts der radikalen Einseitigkeit von Nationalsozialismus und Stalinismus sollte die Bundesrepublik Deutschland ein „pluralistisches“ Gemeinwesen sein, und das bedeutet etwas ganz anderes als „vielfältig“: Der aus der ontologischen Philosophie abgeleitete Begriff meint tatsächlich

eine Vielzahl *autonomer* Existenzformen, die in keine monistische Hierarchie eingebracht werden können:

„Der Pluralismus beruht vielmehr auf der Hypothese, in einer differenzierten Gesellschaft könne im Bereich der Politik das Gemeinwohl a posteriori als das Ergebnis eines delikaten Prozesses der divergierenden Ideen und Interessen der Gruppen und Parteien erreicht werden.“ (Fraenkel 1974, S. 199)

Mit anderen Worten: anstatt eine „Leitkultur“ vorzugeben, sollte die kulturelle Gemeinsamkeit in einem Prozess friedlichen Aushandelns gefunden werden. Doch als Ende der Siebzigerjahre ansässig gewordene Gastarbeiter das Angebot eines gleichberechtigten Nebeneinander beim Wort nahmen, verabschiedete man sich auf dem innenpolitischen Parkett vom hehren Ziel des Pluralismus; das Nebeneinander wurde durch eine hierarchische Ordnung ersetzt, deren Verweis auf geteilte Werte ins Leere führt – keiner, der heute von „Leitkultur“ redet, wäre in der Lage, deren Wertehorizont zu umreißen, es geht schlicht und einfach um Anpassung und Ähnlichkeit.

Da die aktuelle Entwicklung also in Richtung einer Lagermentalität verläuft, die alles Fremde durch hohe Zäune fernzuhalten versucht, ist ein Szenario herrschaftsfrei koexistierender Lebensweisen bis auf weiteres reines Wunschdenken. Die streitbare amerikanische Autorin Sarah Schulman (2016) hat gerade erst herausgearbeitet, auf wie fatale Weise derzeit jeder Versuch, abweichende Auffassungen zu artikulieren, als abzuwehrender Übergriff („abuse“) missverstanden wird. Und selbst eine scheinbar harmlose Komödie wie „Und täglich grüßt das Murmeltier“ (Harold Ramis 1993) erzählt nicht anderes als die Geschichte der erbarmungslose Unterwerfung eines kantigen Außenseiters, dem so lange die Zukunft verweigert wird, bis er gelernt hat, genau so zu fühlen und zu handeln wie alle anderen.

Solange Ähnlichkeit als einziger Weg des friedlichen Miteinander zur Verfügung steht, ist rechtspolitisch wenig zu erreichen: Man kann die Menschen nicht per Gesetz zwingen, sich im Schwulen (oder Ausländer) wiederzuerkennen. Antidiskriminierungs- und Gleichstellungsverordnungen führen eventuell sogar zu einer Verschärfung der Fronten, weil diejenigen, die sie in Anspruch nehmen, als „petzende Muttersöhnchen“ den Hass der „Normalen“ auf sich ziehen, die sich plötzlich als die eigentlich Benachteiligten sehen. In den USA hat die mangelnde Bereitschaft, gleichberechtigt zusammenzuleben, zur Etablierung einer Vielzahl von Gettos für nationale oder sexuelle Minderheiten geführt. Das Schicksal von Harvey Milk, der als Stadtrat des Castro Viertels in San Francisco von einem

heterosexuellen Ratsmitglied ermordet wurde (vgl. Shilts 1993), hat jedoch gezeigt, dass nicht einmal das Getto vor gewalttätigen Übergriffen schützt.

Wie weit muss die Schwulenbewegung gehen, welche Ziele muss sie erreichen, wenn das friedliche Nebeneinander nur eine Schönwetterlösung ohne Bestandsgarantie ist?

3. Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen

Die kühle Distanz zwischen Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierungen ist nicht zuletzt auf die völlige Unkenntnis der Heterosexuellen vom Leben der Schwulen zurückzuführen. In den Sechziger und Siebziger Jahren erreichte der Landwirt und Journalist Oswald Kolle ein Massenpublikum mit Aufklärungsfilmern, deren Titel in der Floskel: „... das unbekannte Wesen“ endeten. Ihm ging es darum, die vermeintlich ehernen Rollenmuster von Männern und Frauen aufzuweichen oder doch zumindest dem jeweils anderen Geschlecht verständlich zumachen. Eine Annäherung von Hetero- und Homosexuellen lag dabei außerhalb seiner Vorstellungskraft, deshalb wurde „Der Homosexuelle, das unbekannte Wesen“ bisher nicht gedreht, und das ist schade. Heutzutage haben die Schwulen in nordwesteuropäischen Ländern eine solche Vielfalt von Lebensstilen – auf einer Skala von „monogam verheiratet“ bis hin zum promiskuen Barebacker – entwickelt, dass jeder Versuch einer Beschreibung schwulen Lebens uferlos ausfallen würde. Die Literatur schwuler Autoren wäre zwar in der Lage, diesen blinden Fleck sichtbar zu machen, doch Ende der Sechzigerjahre hörten die Heterosexuellen auf, Literatur schwuler Autoren zu lesen: Der Beginn des Kampfes um schwule Emanzipation grenzte schwule Themen aus dem gesamtgesellschaftlichen Diskurs aus, wie der amerikanische Autor Edmund White zu recht beklagt:

„Bevor die Kategorie „schwule Literatur“ erfunden wurde, wurden Bücher mit schwulem Inhalt (Vidals *Der geschlossene Kreis*, Baldwins *Giovannis Zimmer*, Isherwoods *Der Einzelgänger*) überall besprochen und wurden oft Bestseller.

Nachdem ihnen ein Etikett aufgeklebt worden war, wurden sie ausgeblendet, weil sie angeblich nur für schwule Leser von Interesse waren. Die Autoren konnten jetzt nur noch den Konvertierten predigen.“ (2015:205)

Die Distanz zwischen den Lebensformen hat inzwischen ein beängstigendes Ausmaß erreicht. Michael Downing beschreibt in seinem Roman „Frühstück mit Scot“, wie ein Junge, der lieber Cheerleaderin wäre, als Fußball zu spielen, aus der Gesellschaft herausfällt, bevor sein Leben richtig begonnen hat. Scot ist beim Nachbarsjungen Hank zu Besuch. Im Fernsehen wird ein Footballspiel übertragen, doch anstatt sich mit den sportlichen Männern

zu identifizieren, improvisiert Scot für sich und Hank Cheerleader-Kostüme. Ed, sein Stiefvater, und Hanks Vater Greg kommen dazu. Greg ist sichtlich irritiert, weil Scot und Hank wie Mädchen angezogen sind, und deutet an, dass die beiden in Zukunft besser nicht mehr miteinander spielen sollen. Ed erkennt erschrocken die Reichweite dieses Kulturkonflikts:

„Wenn Scot über Football geredet hätte, hätte Greg seinen Erklärungen amüsiert zugehört. Er hätte ihm ein paar Fachausdrücke erklärt, ihn auf einige Feinheiten hingewiesen und ihm ein paar leichte Fragen gestellt. Und er hätte ihn eingeladen, vorbeizukommen und vor dem Sonntagsspiel ein paar Bälle zu werfen. Hin und wieder ein Training im Garten, die Erfahrung, was geht und was nicht, der Erwerb von Selbstvertrauen und Respekt, all das, wodurch ganz beiläufig ein anständiger Mensch entsteht, würde sich niemals ereignen. Ich glaube, Football ist nicht mehr und nicht weniger wert als Cheerleading. Und Greg war immerhin einer von den vernünftigen Menschen.“ (2010: 116)

Greg, der von einem Jungen überfordert ist, der lieber Cheerleader als Footballstar werden möchte, wird ihn von nun an für ein exotisches Wesen halten und nichts von seinem Leben erfahren. Wie weit muss die Schwulenbewegung gehen, wie muss sie es anstellen, dass Heteros sich für Schwule interessieren?

4. Finger im Arsch

Massenmedien, die sich an Verkaufszahlen und Einschaltquoten orientieren, werden sicherlich der Annäherung des Verschiedenen nicht das Wort reden; sie würden nur ihr heterosexuelles Publikum verschrecken. Zudem fehlt es flächendeckend an Journalisten, die einer solchen Aufgabe überhaupt gewachsen wären. Die Herausforderung besteht also darin, ein „Format“ zu entwickeln, das geeignet ist, Menschen ins Gespräch zu bringen, die sich durchaus noch skeptisch gegenüberstehen. Auf diese Weise würde am Ende nicht nur das Informationsdefizit behoben, sondern ein erster Schritt getan, sich tatsächlich näher zu kommen. Wenn es stimmt, dass ein pluralistisches Nebeneinander nicht möglich ist, und wenn Fremdheit unter dem Dach einer „Leitkultur“ stets nur geduldet ist, dann muss die Emanzipationsbewegung die Mehrheitsgesellschaft dazu bringen, ihre Fremdheit als Chance zu erkennen, das eigene Wesen zu erweitern – mit anderen Worten: einen Abglanz des „Fremden“ in sich selbst zu suchen und zu entdecken. Schwule gehen in der Rezeption heterosexueller Fremdheit seit je mit gutem Beispiel voran: Indem sie – zumindest ihre Avantgarde, die Tunten – die klassische Männerrolle zurückweisen oder gar mehr oder

weniger spielerisch Verhaltensweisen von Frauen adaptieren, erfinden sie neue Lösungen für die Probleme des männlichen Alltags. Heterosexuelle Männer und Frauen tun sich mit einer solchen kreativen Aneignung schwuler Verhaltensweisen bisher äußerst schwer, und das, obwohl viele Heterosexuelle Schwule um die unterstellte Unbeschwertheit ihrer Sexualität beneiden. Diese Zurückhaltung hebt das Beispiel des Schriftstellers Volkers Elis Pilgrim umso höher empor, der in den Achtzigerjahren ein „Schwulsein auf Probe“ lebte, um gewissermaßen wie Teiresias alle Arten der Liebe kennenzulernen, um so die für ihn gemäße Form zu finden. (Nach einigen Jahren kehrte er zu überwiegend heterosexueller Sexualität zurück.)

Ein anderes Beispiel findet man in den Männergruppen, ebenfalls in den Achtzigerjahren. Diese Gruppen versuchten auf dem Weg der Selbsterfahrung, die verschiedenen Seiten der männlichen Persönlichkeit zu erkunden. In Ralf Königs Graphic Novel „Der bewegte Mann“ versucht die Figur der Tunte Waltraud die Teilnehmer einer Männergruppe dazu zu bringen, sich einen Finger in den Arsch zu stecken (1987: 15f) – das wäre doch immerhin ein Anfang. Doch die Männer spielen nicht mit. (Im Film „Der letzte Tango von Paris“ aus dem Jahr 1972 ist es für Bertoluccis Figur des Paul, gespielt von Marlon Brando, ganz normal, seine Geliebte genau dazu aufzufordern – und ihr vorher die Fingernägel zu schneiden. Dieses Selbstbewusstsein war der Männerbewegung fünfzehn Jahre später offenbar schon abhanden gekommen.) Womit ich Homosexualität keinesfalls mit analer Stimulierung gleichsetzen will; es ist ein beliebiges Beispiel.

Dennoch finden bereits durchaus positive Veränderungen des heterosexuellen Zusammenlebens statt, wie die längst zur Normalität gewordenen kinderwagenschiebenden Väter auf Elternzeit zeigen. Dabei handelt es sich allerdings nicht um das Resultat einer kontinuierlichen Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern, sondern schlichtweg um die Folge einer sozialpolitischen Neuregelung: Der Staat greift offenbar überaus weitreichend in die privatesten Verhaltensmuster seiner Bürger und Bürgerinnen ein. Sollte es also nicht ebenfalls möglich sein, durch gezielte Maßnahmen heteronormative Vorstellungen infrage zu stellen? Doch noch existieren keinerlei sexual- und sozialwissenschaftliche Konzepte, wie eine Annäherung und Konvergenz unterschiedlicher erotischer Lebensstile einzuleiten wäre. Elternzeit hat als Emanzipationsschwelle wenig Glamour aufzuweisen, aber sie wirkt. Was hat die queere Wissenschaft an vergleichbarem vorzuschlagen? Wer Veränderungen will, muss Wege suchen, um sie herbeizuführen. Das setzt voraus, dass man aufhört sich vorzumachen, durch die zurückliegenden gesetzlichen Entdiskriminierungen sei etwas Substanzielles erreicht. Das glaubten viele europäische

Juden am Ende des 19. Jahrhunderts, doch sie haben sich geirrt. In heteronormativen Gesellschaften werden Nichtheterosexuelle mal mehr, mal weniger geduldet sein, doch sie sind niemals sicher. Schwule und Lesben sind in der Öffentlichkeit angekommen und führen ein selbstbewusstes Leben. Es wird Zeit, dass wir uns nun um die Emanzipation der Heterosexuellen kümmern. So weit muss die Schwulenbewegung gehen.

Literatur

- Downing, Michael (2010): Frühstück mit Scot. Hamburg
- Engel, Johann Jacob (1968): Ideen zu einer Mimik [1785/86], Hildesheim.
- Fraenkel, Ernst (1974): Deutschland und die westlichen Demokratien. 6. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.
- Hocquenghem, Guy (1974): Das homosexuelle Verlangen. München
- König, Ralf (1987): Der bewegte Mann. Reinbek
- Lautmann, Rüdiger (1975): Staatliche Gesetze als Mittel der Entdiskriminierung. In: M. Brusten/J. Hohmeier (Hg.): Stigmatisierung Bd. 2, Neuwied. S. 173-190
- Prinz, Ursula (1986): Androgyn. Sehnsucht nach Vollkommenheit. Berlin
- Ramis, Harold (1993): Und täglich grüßt das Murmeltier. Spielfilm
- Rokeach, Milton (1960): The open and closed mind. Investigations into the nature of belief systems and personality systems, New York.
- Schulman, Sarah (2016): Conflict is not abuse, Vancouver.
- Shilts, Randy (1993): Im Namen der Hoffnung. Er kämpfte für Freiheit und Toleranz, deshalb musste er sterben (Neuausgabe 2009 unter dem Titel: Harvey Milk – Ein Leben für die Community). München
- Thomas, David/Ely, Robin (1996): Making differences matter: A new paradigm for managing diversity. In: Harvard Business Review. Nr. 5.
- Wagner, Dieter/Sepehri, Peyvand (1999): Managing Diversity – alter Wein in neuen Schläuchen? In: Zeitschrift Personalführung. Nr. 5.
- White, Edmund (2015): City Boy. Berlin